

Sechziger Jahre oder Neubau? Das neue Zentrum des Olympischen Dorfes in Innsbruck wagt sich irritierend nah an den Bestand heran. Eine Strategie, die in Winterthur auf die Spitze getrieben und in Saintes schon seit Jahrhunderten verfolgt wird.

Provokante Ähnlichkeit

Neues Zentrum O-Dorf in Innsbruck: Architekten Frötscher Lichtenwagner
Kritik: Bernd Vlay Fotos: Lukas Schaller

Die Stadt Innsbruck ließ die Gemeinschaftseinrichtungen aus den 70er Jahren (den Saal für die Verleihung der olympischen Medaillen, den Kindergarten) abreißen und an gleicher Stelle ein neues Stadtteilzentrum bauen.

Luftbild: Peter Fiby

Vor elf Jahren haben Willi Frötscher und Christian Lichtenwagner den European-4-Wettbewerb am Standort Innsbruck gewonnen. Schon damals gab es in der Jury unter Vorsitz von Dominique Perrault Diskussionen über die provokante Ähnlichkeit der vorgeschlagenen Architektur mit den umgebenden Wohnbauten – jenen nüchternen, sozial negativ konnotierten Scheiben, wie sie in vielen Wohnghettos am Stadtrand zu finden sind. Aber möglicherweise wählte die Jury gerade deswegen dieses Projekt aus. Seine Radikalität liegt in der typologischen Camouflage begründet, die die neue Architektur zum Mitspieler der benachbarten Wohnarchitektur macht. Die Architekten verfallen nicht etwa der Vorstellung, sie könnten mit einem „schöneren“ Gebäude die sozialen und kulturellen Probleme der Siedlung lösen. Sie setzen auf einen taktischen Urbanismus: das Gebäude als impulsgebender Rahmen für den öffentlichen Raum.

Die Wettbewerbsaufgabe bestand darin, ein Stadtteilzentrum für die 8000 Einwohner des Olympischen Dorfs zu entwickeln. Das „O-Dorf“, gelegen am östlichen Stadtrand, wurde als Wohnquartier für die Winterspiele 1964 und 1976 errichtet und nach deren Ende schlagartig besiedelt. Die Bezeich-

nung „Dorf“ darf man als programmatische Metapher verstehen. Siedlungstechnisch ist das Dorf eine Ansammlung von bis zu zwölf Etagen hohen Geschosswohnungsbauten. Bauland ist knapp in Innsbruck, so dass die Mindestanforderungen an Versorgungs- und Wohnqualität als Schlüsselfragen der Planung behandelt werden. Der Wettbewerb verlangte aber ein Zentrum – eine „Mikrozentralität“ – und somit einen neuen Planungsansatz, der weder auf die Qualität der Architektur noch auf das Konzept der Nutzungsmischung allein setzen konnte. Frötscher Lichtenwagner haben ihrem Projekt den Titel MAX gegeben, um auf den Mindestanforderungsstädtbau mit der Maximierung latenter Qualitäten zu antworten und das Verhältnis Architektur, Freiraum und Programm neu zu konzipieren.

Das neue „centrum.odorf“ besteht aus einem 4000 Quadratmeter großen Platz, der eine Quartiersgarage überdeckt und von einem L-förmigen, dreidimensional mäandrierenden Baukörper zweiseitig umfasst wird. Das „L“ ist ein Hybrid aus den beiden Bautypen der Nachbarschaft, dem Flachbau und dem Punkthochhaus. Im lang gestreckten Flachbau befinden sich der Lebensmittelmarkt, der Kindergarten und Schulhort,



das Jugendzentrum und ein Mehrzwecksaal, im Turm sind 105 Wohnungen, davon 27 betreute Einheiten, untergebracht. Um die weite Asphaltfläche in einen öffentlichen Platz zu verwandeln, haben die Architekten eine Reihe von klassischen Entwurfsmotiven mit neuen Bedeutungen aufgeladen. Öffnung, Teppich und Schnitt lauten die drei Leitbegriffe, mit denen die subversive Komplexität dieser Strategie sichtbar wird.

Öffnung. Frötscher Lichtenwagner orten zunächst ein nicht geglücktes Rendezvous an der Stelle, an der sich die kleine Wohnung mit dem Außenraum verbindet: Die Fenster des sozialen Wohnungsbaus erzählen von einer Traurigkeit des Blicks; die Löcher dienen lediglich der Belichtung – der Dialog mit dem Außenraum ist dem Wohnen untergeordnet, was zu der typischen „Verwohung“ des Siedlungsraums führt. Die Architekten haben sich selbst die Aufgabe gestellt, eine vielschichtige Fassade aus einem einzigen Grundmodul von 2,10 x 2,10 Metern zu entwickeln. Das Ergebnis ist eine Textur, die den Baukörper konsequent umwickelt und sich ausdifferenziert in stehende und liegende Fenster (mit verschiedenen tiefen Laibungen), Loggien, französische Balkone bis hin zu dem „Loch“ des Atriums, das das Jugendzentrum markiert.

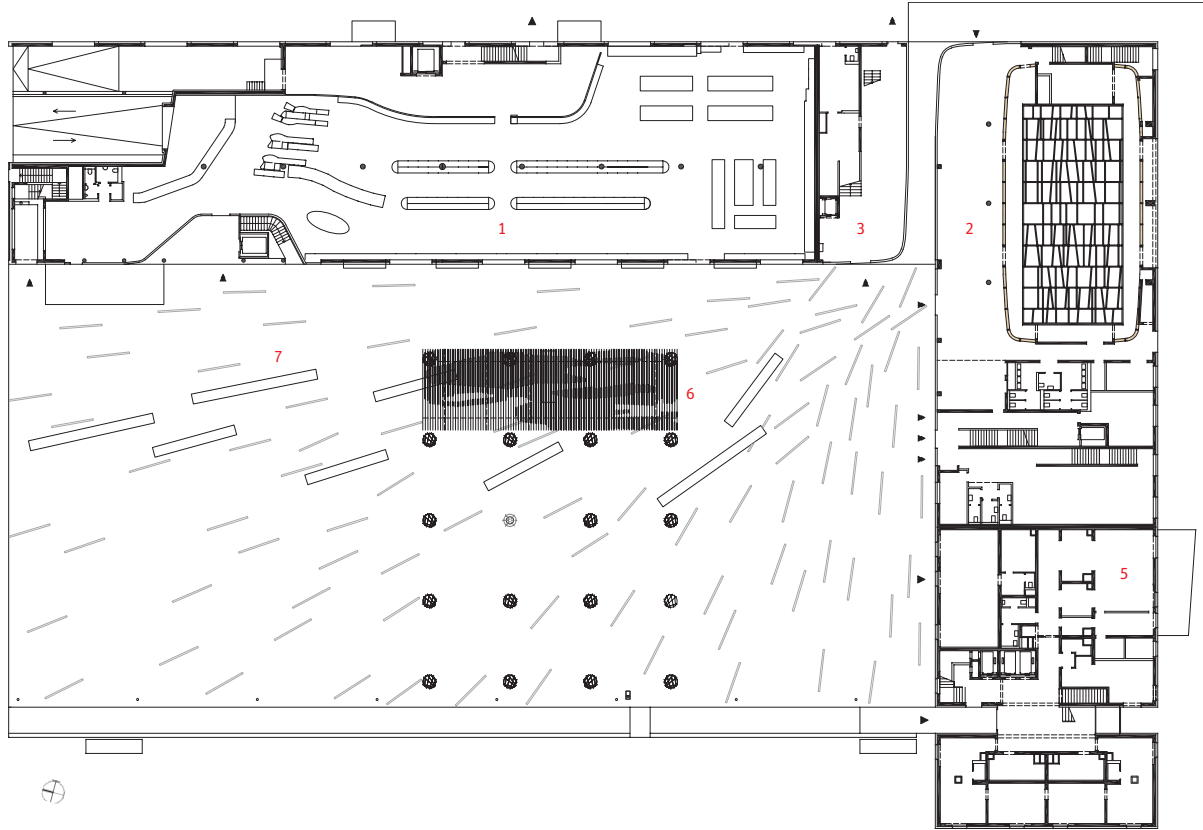
Teppich. Die urbane Strategie der Architekten wird vielleicht am deutlichsten sichtbar bei der Mehrzweckhalle, die, als Ersatz für die abgerissene „Medaillenhalle“, in den Neubau integriert werden musste. Der neue Saal wanderte in den Winkel des Erdgeschosses, da ihm aufgrund seiner unregelmäßigen Bespielung weniger öffentliches Potential eingeräumt wurde als dem prominent am Platz liegenden Lebensmittelmarkt. Dafür reflektieren die Architekten umso mehr die kulturelle Dimension des Saals und inszenieren über die Gestaltung der Oberflächen eine Allianz zwischen Platz und Saal. Die weißen Markierungen auf dem Asphalt strömen zum Eingang der Halle hin und verdichten sich dort, wiederholen sich in den Intarsien des Saals und finden sich transformiert in der Deckenkonstruktion wieder. Die Metapher des Schwemholzes wirkt dabei leider etwas vordergründig – in einer früheren Phase hatten die Architekten das „aufgeblasene“ Muster eines orientalischen Teppichs vorgeschlagen; ein Motiv, das mit einem Augenzwinkern auf die bestehenden Kräfteverhältnisse Bezug nimmt: Die türkischen Hochzeiten, die bislang in der Halle stattfanden, waren bei den lokalen Vereinen wegen ihrer Intensität nicht gern gesehen.



Die floureszierenden Markierungen auf dem schwarzen Asphalt geben zusammen mit den in fünf Meter Höhe aufgehängten Lampen Orientierung auch im Dunkeln. Rechts: Blick in den gebäudehohen Einschnitt der Wohnscheibe, über den die Wohnungen erschlossen werden.

Grundrisse Erdgeschoss, 1. und 2. Obergeschoss, Regelgeschoss Wohnturm im Maßstab 1:750

Schnitt. Ein 2,5 Meter breiter Spalt tut auf sich zwischen den beiden Hälften des Wohnturms, zieht sich bis ins Untergeschoss und setzt sich als Einschnitt an der 114 Meter langen Platzkante fort. Gedanklich führt der Schnitt weiter durch die Luft und markiert so die dritte, unbebaute Grenze des Platzes. Diese Vorgehensweise erinnert an Projekte der Land Art, wie etwa „Double Negative“ aus dem Jahr 1969, bei dem der Künstler Michael Heizer mit Dynamit einen linearen Einschnitt aus den Felsen der Hochebene Mormon Mesa sprengte. Die Architekten behandeln den nicht gebauten Raum, der bisher höchstens als Verkehrs- oder Abstandsgrünraum aufgefasst wurde, mit der gleichen Sorgfalt wie die Innenräume – ein ungeheueres Novum für das Olympische Dorf. Der Schnitt thematisiert zudem ein Bedürfnis, das aufgrund der ständigen Nachverdichtung der Stadt immer dringlicher wird: Innsbrucks fantastischer Bezug zu den Alpen wird mehr und mehr verbaut; der Wunsch, die Berge sehen zu können, steht im Raum. Auch hier bündeln die Architekten eine Reihe von Aspekten: Der vertikale Schnitt bietet neben dem öffentlichen Bergblick auch eine leuchtende Wand für die Tiefgarage und eine abenteuerliche Alltagsquerung auf dem Weg zur Wohnung.



Architekten
Frötscher Lichtenwagner,
Wien

Mitarbeiter
Leszek Liszka, Petra Schuster,
Christian Lindner

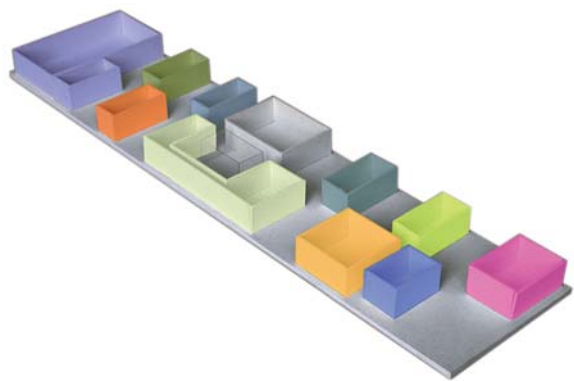
Landschaftsarchitektin
Alice Größinger, Wien

Tragwerksplanung
ZSZ-Ingenieure, Innsbruck

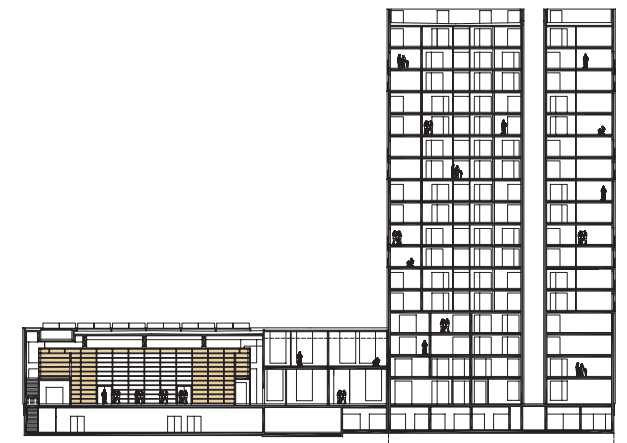
Bauherr
Innsbrucker Immobilien
GmbH & Co KEG



- 1 Supermarkt
- 2 Mehrzwecksaal
- 3 Eingang Kindergarten
- 4 Kindergarten/Jugendzentrum
- 5 Betreutes Wohnen mit Tageszentrum
- 6 Schattendach
- 7 Bänke



Das außerordentliche Potential für eine urbane Konzentration, das die Jury dem Projekt bereits 1996 prophezeite, entfaltet sich heute tatsächlich. Der lange Entwicklungsprozess zeigt den unerbittlichen Einfluss äußerer Kräfte auf die Architektur: Erst im Jahr 2000, nachdem eine Bürgerbefragung das Aus für eine erneute Durchführung der Olympischen Spiele in Innsbruck ergeben hatte, wurden Gelder für die Umsetzung des Projektes freigesetzt. In der Folgezeit scheuten sich die Architekten nicht, auch in Entscheidungen einzugreifen, die über ihren Zuständigkeitsbereich hinausreichten. In einem Telefongespräch konnten sie die Betreiber der populären Supermarktkette M-Preis davon überzeugen, mitsamt Café in das Zentrum einzuziehen und so dem öffentlichen Platz einen kräftigen Impuls zu geben – an einem Ort, der für die Neueröffnung von Läden als aussichtslos galt. Ebenso gelang es ihnen, zusätzliche Mittel für die Umsetzung der (das Budget des sozialen Wohnungsbaus sprengenden) Fassaden zu akquirieren, indem sie die Stadt Innsbruck von deren städtebaulicher Bedeutung überzeugen konnten. Die European-Idee eines „strategischen Architekturprojektes“ manifestiert sich hier mit Nachdruck.



Der Kindergarten ist als Halle konzipiert, die durch farbige Boxen und Holzzäune unterteilt ist (Modell). Der Veranstaltungssaal für 300 Personen steht als Raum-im-Raum-Konstruktion aus Fichtenleimholz im 10 Meter hohen Foyer.

Schnitt im Maßstab 1:1000

